

Senfkorn-Hoffnung

„Kleines Senfkorn Hoffnung“

Das Lied gehört zu den frühen „Schlagern“ der sogenannten neuen geistlichen Liedern (NGL), für die zünftige Kirchenmusiker eher Geringschätzung übrig haben: musikalisch primitiv, textlich schwach. Einspruch, was den Text angeht:

„Kleines Senfkorn Hoffnung, mir umsonst geschenkt:

werde ich dich pflanzen, dass du weiterwächst,

dass du wirst zum Baume, der uns Schatten wirft

Früchte trägt für alle, alle, die in Ängsten sind.“

Die zweite Strophe spricht mich noch mehr an:

„Kleiner Funke Hoffnung, mir umsonst geschenkt:

werde ich dich nähren, dass du überspringst

dass du wirst zur Flamme, die uns leuchten kann.

Feuer schlägt in allen, allen, die im Finstern sind.“

Klar, große Dichtung hört sich anders an. Über die Melodie von Ludger Edelkötter will ich jetzt nicht reden. Aber die Bilder, die der Text nahe bringt, haben Erfahrungs-Kraft. Hoffnung: der kleine Funke in Dunkelheit. Ich kann ihn nicht selbst hervorbringen. Er ist mir geschenkt. Wenn es gut geht, springt er von mir auf andere über, macht das Dunkle heller. Wenig Licht ist schon so viel in der Dunkelheit, reicht schon so weit; bestreitet der Dunkelheit die Herrschaft. Wie sind wir darauf angewiesen: auf den Funken Hoffnung, und darauf dass er überspringt; und auf den Glauben daran, dass Gott in diesem Funken da ist, dass er uns darin vorscheint, eine Ahnung schenkt von seinem Licht!

Das Senfkorn

Und jetzt doch das uns unvertraute Bild des Senfkorns. Wir kennen und schätzen den Senf. Aber über die Senfstaude wissen wir wenig; wenig auch über das Senfkorn. Der Text verrät zunächst nur so viel – darin scheint die Pointe zu liegen: Es ist das kleinste der Samenkörner und es wächst ein mächtiger Strauch daraus. Aus kleinsten Anfängen wächst die Gottesherrschaft. Und wunderbarerweise wird daraus die Verwandlung dieser Welt in Gottes Welt. In der Natur ist es selbstverständlich. Aber im Blick auf den Samen, den das Evangelium in die Erde unserer Menschenwelt wirft, ist es kaum glaublich: wie kümmerlich es anfängt – und was daraus geworden ist. Frühere Jahrhunderte waren geneigt, dieses Wunder auf die Kirche zu beziehen, auf ihr wunderbares Wachstum. Vor 120 Jahren

brachte ein bekannter Theologe sein Staunen so zum Ausdruck: „Wie ist der unermesslichen Tatsache des Christentums gegenüber der religiöse Zweifel überhaupt nur möglich? Da steht die christliche Wahrheit mit ihrer Machtentfaltung und Segenswirkung, wie sie nur einmal die Erde gesehen, und dies seit Jahrtausenden und bis zur Gegenwart herab; sie ist in vollster Wahrheit jener Baum geworden, welcher die Erde überschattet – die Mutter der Völker, die sie alle in ihrem Schoß getragen und an ihrer Brust genährt hat“ (Franz Hettinger, Apologie des Christentums, Bd. 1, Freiburg i. Br. 1906, 5).

Man konnte sich an diesem Bild geradezu berauschen: wie aus dem kleinen Korn dieser mächtige Baum gewachsen ist, dem jeder die wunderbare Lebenskraft des Glaubens ansehen kann, die Macht Gottes, in der er seine Kirche glanzvoll in der Welt hat zu Ehren kommen lassen. Wir leben mitten in der Ernüchterung. Die prächtige Baumkrone ist zerzaust; die Prachtentfaltung der Kirchenfürsten erscheint den Zeitgenossen skurril, kaum geeignet, dem „religiösen Zweifel“ Paroli zu bieten. Im Gegenteil, sie nährt ihn eher.

Und doch: Wir hätten es wohl immer noch gern, wenn die Kirche, wenn das Christentum in dieser Welt etwas dahermachte. Gerade wir Älteren leben noch in einer Christentums-Atmosphäre, in welcher der Glaube zusammengesehen und zusammen gelebt wurde mit bürgerlichem Ansehen, Wohlanständigkeit, mit staats- und gesellschaftstragender Bedeutung, mit etwas Glanz zumindest. Und es macht uns nichts aus, wenn von diesem Glanz etwas auf uns abfällt, wenn wir als Christen im guten Licht dastehen und die Zustimmung der „Meinungsführer“ bekommen.

Weil es so ist, leiden wir ja darunter, in die Schmutdelecke zu geraten. „Spiel nicht mit den Schmuddelkindern“, sang *Franz-Josef Degenhart* in den Siebziger-Jahren. Ist es nicht bald soweit, dass erfolgverwöhnte Eltern ihren Sprösslingen das Lied singen: Spiel nicht mit den Christenkindern! Sie könnten ja kontaminiert werden mit dem Schmuddel und Mief der Duckmäuser und Mucker. Man sollte ihnen lieber nicht zu nahe kommen, sich nicht in schlechte Gesellschaft begeben. Es schmerzt uns schon, dass wir nicht mehr so richtig zur guten Gesellschaft gehören. In Münster mag das noch anders sein. Aber man versuche in Frankfurt einmal, „dazuzugehören“!

Schmuddel-Strauch

Jetzt riskieren wir doch einen zweiten Blick auf das Bild vom Senfkorn; unser ehemaliger Kollege Martin Ebner hat ihn mir etwas geschärft. Senfkräuter und Senfstauden waren für die Bauern zur Zeit Jesu eher ein lästiges Unkraut, das man rechtzeitig ausreißen musste,

wenn man seiner im eigenen Acker oder Garten noch Herr werden wollte. Also: gut aufgepasst, dass man sich rechtzeitig schützte. Wenn man das versäumte, war man dem Wildwuchs ausgeliefert, wie heute Gartenmenschen dem Giersch. Das nimmt Jesus als Bild für den „Samen“, den er aussät! Welch ein Gegenbild zu den mächtigen Welt-Bäumen, etwa zur Libanon-Zeder, die auf dem Weltenberg mächtig aufragte und das Wachstum und die Stabilität der großen Weltreiche symbolisierte. In der Ezechiel-Lesung war eben davon die Rede – und davon, wie JHWH aus ihrem Wipfel einen kleinen Zweig abbricht, ihn auf dem Zion neu pflanzt. Der Zweig wird heranwachsen, nach der schlimmen Katastrophe des Exils. Aber der Baum wird den Stürmen nicht standhalten; der Zion wird in Trümmern liegen. Wir wissen es heute.

Mit den stolz aufragenden Bäumen hat Jesus es nicht, sondern mit dem Senf, der Unkraut-Staude, vor der die vornehmen Garten- und Landbesitzer sich in Acht nehmen. Sie ist *unheimlich* vital, kaum umzubringen. Aber will man sie wirklich haben – im eigenen Garten, in den Pflanzungen, die gut dastehen müssen, wenn sie Ertrag bringen sollen? Nein, man muss sie doch ausreißen, diese Schmuttel-Staude! Oder etwa nicht?

Eine neue, unbequeme Pointe

Liest man die Senfkorn-Bild-Geschichte von der Gottesherrschaft so, dann hat sie eine andere Pointe. Und die wendet sich – *heute* – gegen uns. Wir erkennen uns vielleicht in den Gärtnern und Gärtnerinnen, die mit dem Unkraut so wenig anfangen können, dass sie es ausreißen – weil wir einen vorzeigbaren Garten wollen, mit hübschen Rabatten, ansehnlichen Beeten, pflegeleichten Pflanzungen. So hätten wir es gern. Die Schmuttel-ecken im Garten nehmen wir seufzend hin. Man kommt mit der Harke nicht überall hin; und dann, ja, der Giersch. Man könnte die Wut kriegen, wie der sich ausbreitet.

Wenn wir uns in diesem Bild aufzuhalten versuchen, denken wir vielleicht zuerst an die Hierarchen mit ihren hilflosen Versuchen, das „Unkraut“ auszureißen, das nicht in ihre Pflanzungen passt. Und sie werden des Unkrauts doch nicht Herr. Vielleicht ist der Same ja Gottes Senfkorn-Same. Da könnten sie sich anstrengen, soviel sie wollten... Aber wendet sich das Bild nicht noch konkreter an uns, an mich? Gottes Wort, Gottes Herausforderung: das Unkraut in meinem Lebensgarten, nicht umzubringen in seinem Wachstum, aber ziemlich unbequem? Wo wächst es denn in meinem Lebens-Garten? Welchen Bäumen und Zierstauden macht es unerwünschte Wachstums-Konkurrenz mit seiner Vitalität

und seiner Unansehnlichkeit? Wie durchwächst, durchkreuzt es unser Bedürfnis nach Ansehen, Renommée, nach Geehrt- und Hofiertwerden? Wie stört es uns mit der Herausforderung, das Unkraut höher zu schätzen als die Zierkräuter?

Die Anfänge der Gottesherrschaft

Die Anfänge der Gottesherrschaft sind wie Unkraut. Da ist die Jesuschar: im Blick der vornehmen Gärtner in Volk und „Kirche“ ein Herumtreiber-Gesinde. Die haben Hoffnungen, eine Sehnsucht! Davon wollen die Arrivierten sich lieber nichts träumen lassen. Albträume wären das ja: von der Senfstaude, die nicht umzubringen ist. Aber von dieser Senfkorn-Hoffnung, vom Senfkorn-Glauben spricht Jesus; von der Hoffnung und dem Glauben derer da unten, der Kleinen. Sie erhoffen sich noch was – wenn der Senf sich ausbreitet. Sie erhoffen sich die Gerechtigkeit, die so vieles durcheinander bringen wird, weil es ungerecht „gewachsen“ ist. Und wir, sind wir auf der Seite des Gewachsenen, der geordneten, zurechtgeschnittenen Gärten? Bei den Gärtnern, die dem Unkraut den Garaus machen wollen: den unkrautmäßig wuchernden Hoffnungen; dem Glauben daran, dass es ganz anders kommen wird in unseren Lebens-Pflanzungen, wenn sich Sein Same durchsetzt, so vital aufgeht und ausbreitet, wie das in unserem Gleichnis imaginiert wird? Riskieren wir den Blick, der uns hier angeboten wird; riskieren wir die Vorstellung, nicht alles aus der Perspektive des Gärtners zu sehen, sondern mit dem Unkraut zu sympathisieren, selbst das Unkraut zu sein, mit dem Gottes kommende Welt sich ausbreitet: vital, nicht unbedingt „hübsch“ und geordnet, im Bund mit den unfrisirt-unbeschnittenen Hoffnungen, die nicht immer schon von der Wissenschaft zum „Realismus“ bekehrt sind; im Bund mit einem verwegenen Glauben, der so tief in unserer Lebens-Sehnsucht hockt, dass er sich als Unkraut verdächtig macht: eines kritischen Realisten unwürdig?

Die Fragen sind nicht leicht auszuhalten. Das Bild mag uns heimsuchen wie Unkraut. Mit wem sind wir in unseren Hoffnungen eher verbunden: mit denen, die tagtäglich darauf hoffen, dass der DAX nicht abstürzt? Oder mit denen, die mit dem Unkraut sympathisieren, darauf hoffen, dass da mitten unter uns etwas wächst, was nichts mit den Vorzeigbarkeiten und Erfolgskriterien dieser Welt zu tun hat; nichts mit dem Glanz, in dem man sich gern sonnt – dass es wächst und dass wir einst darin „nisten“ können als schräge Vögel, als Vögel des Himmels?

JÜRGEN WERBICK